

INHALT

Vorwort 7

KAPITEL EINS Nicht als Prinzessin geboren 17

KAPITEL ZWEI Wachsen und waxen 49

KAPITEL DREI Wissen wäre Macht 83

KAPITEL VIER Untenrum und Überbau 121

KAPITEL FÜNF Weltherrschaft im Alltag 159

KAPITEL SECHS Eine Poesie des «Fuck You» 189

KAPITEL SIEBEN Nur mit Liebe 213

Anmerkungen 233

Literatur 243

Dank 251



KAPITEL
EINS
NICHT ALS PRINZESSIN GEBOREN

Am Anfang ist alles ein Spiel.

Ich bin vier, und das neue Fahrrad ist der Knaller. Ich liebe es. Es ist rosa-weiß und hat pinke Stützräder. Gehabt. Die ersten Male durfte ich noch mit ihnen fahren, immer hinter meinem Bruder her, das ging ganz leicht. Dann nimmt mein Vater die Stützräder an einem zunächst schönen Samstagvormittag ab und sagt: Das kannst du jetzt auch so. Also los auf den Spielplatz, auf dem abends die coolen Kinder mit ihren BMX-Rädern wilde Sachen machen. Los und rollen, fahren, nein, nicht mit den Füßen abstützen, fahren, fahren, fahren... Vater schiebt ein Stück, lässt los. Oooh, es geht gut, hui, guck, wie gut es geht, und – voll auf die Fresse.

Hingefallen.

Bei diesem Sturz passieren zwei Dinge. Erstens: Ich falle so blöd, wie es nur irgendwie möglich ist, mit den Händen in Glasscherben. Scheiße genug. Es ist Berlin-Neukölln und 1990; Flaschen auf dem Boden gehören zum Ambiente. Eine Scherbe bohrt sich in meine rechte Hand, die Stelle am Handballen sieht noch Wochen später aus wie ein Stück Schinken, nackt und rosa. Zweitens: Der Lenker rammt sich mir zwi-

schen die Beine. Aua. Die erste Sache ist auffällig und blutet, die zweite Sache ist unauffällig, und ich sage kein einziges Wort. Wie denn auch? Wie soll ich sagen, dass ich mir an meiner ... Dings weh getan habe? Dings. Wie heißt das? Mumu. Muschi. Unten. Untenrum. Aua. Soll man nicht drüber reden. Aua! Dann bin ich halt jetzt kaputt, denke ich. Besser als was sagen zu müssen. Was sagen wär peinlich.

Warum eigentlich «untenrum»? Unten sind die Füße, Mann! Das weiß ich – eigentlich.

Zu Hause verarztet meine Mutter mir die blutende Hand, und zum Trost kriege ich eine Capri-Sonne. Es tut auch bald kaum noch weh.

Warum habe ich nichts gesagt? Und warum schäme ich mich?

Gute Frage. Lange Antwort.

Das Wort «Scham» kann verschiedene Bedeutungen haben. Einerseits steht es für ein Gefühl von Verlegenheit oder Blöße: etwas Unangenehmes. Und andererseits steht es «in der gehobenen Umgangssprache [für] die äußeren Geschlechtsorgane des Menschen, insbesondere beim weiblichen Geschlecht die Vulva» – so ist es in der Wikipedia formuliert. Wir sprechen von Schamlippen und Schamhaaren, als würde sich dahinter etwas Verbotenes verbergen. Aber ist das so? Ist «die Scham» etwas, wofür sich irgendwer schämen müsste? Und müssten sich Jungs dann nicht eigentlich mehr schämen als Mädchen, weil bei den Jungs alles raushängt und bei den Mädchen alles halbwegs ordentlich drinnen liegt?

Simone de Beauvoir verwendet in ihrem Buch *Das andere Geschlecht* nicht wenige Seiten darauf, zu erklären, was unsere Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit damit zu tun haben, dass Jungs häufig mit ihren Pimmeln spielen und Mädchen selten mit ihrer Vagina, weil sie innen liegt. Sie beschreibt das Gefühl, das daraus erwächst, dass Mädchen

ihre Geschlechtsteile nicht auf die Art «in die Hand nehmen können» wie Jungs. Es ist nicht unbedingt Neid, wie Sigmund Freud behauptet, aber doch die Feststellung, dass so ein kleines, baumelndes Ding interessant sein kann: Mit einem Penis kann man seinen eigenen Namen in den Schnee pinkeln. Also, sobald man schreiben kann. Aber dann. Und das ist sehr viel.

Wenn Beauvoir über den Penis schreibt, dann klingt das bisweilen belustigend philosophisch: «Später», schreibt sie, «wird der Knabe seine Transzendenz und seine hochmütige Unübertrefflichkeit in dem Geschlechtsorgan verkörpern.»³ Man könnte sagen: Ähm, ja. Bisschen übertrieben, Transzendenz und Penis, was soll das? Aber tatsächlich war sich selbst Georg Wilhelm Friedrich Hegel, einer der einflussreichsten deutschen Philosophen, nicht zu fein, in seinem Hauptwerk auch übers Pullern zu schreiben. Ein Meilenstein des Idealismus. In der *Phänomenologie des Geistes* von 1807 schreibt Hegel im Abschnitt über die beobachtende Vernunft:

«Das *Tiefe*, das der Geist von innen heraus, aber nur bis in sein *vorstellendes Bewusstsein* treibt und es in diesem stehen lässt, – und die *Unwissenheit* dieses Bewusstseins, was das ist, was es sagt, ist dieselbe Verknüpfung des Hohen und Niedrigen, welche an dem Lebendigen die Natur in der Verknüpfung des Organs seiner höchsten Vollendung, des Organs der Zeugung, – und des Organs des Pissens naiv ausdrückt. – Das unendliche Urteil als unendliches wäre die Vollendung des sich selbst erfassenden Lebens, das in der Vorstellung bleibende Bewusstsein desselben aber verhält sich als Pissen.»⁴

Sie müssen das nicht noch mal lesen. Hegel vergleicht den Geist und alles, was der Geist so kann, mit dem Penis und al-

lem, was der Penis so kann. Natürlich meint Hegel mit Vollendung nur das männliche Geschlechtsorgan und nicht das weibliche – wie sollte er auch anders, wo er an anderer Stelle erklärt, der «Unterschied zwischen Mann und Frau ist der des Tieres und der Pflanze»⁵.

Es muss einiges passiert sein, bis ein großer Philosoph an sich herunterguckt und «höchste Vollendung» sieht.

Ja, es muss einiges passiert sein – und doch ist Hegel nicht so besonders damit. Manchmal denke ich, wenn alle Männer, die stolz auf ihre Penisse sind, einander Huckepack nehmen würden, einer über den anderen, dann würden sie bis zum Mars reichen und wahrscheinlich würden sie selbst dort ein kleines grünes Männchen finden, das unglaublich froh über sein kleines grünes Pimmelchen wäre. «Quatsch», sagt dann mein Freund Todd, «Männer sind so unsicher, was ihren Schwanz betrifft! Zu klein, zu groß, zu schief...» – Gut, sage ich. Allerdings lässt mich die schiere Menge an «Dick Pics», also Fotos von Penissen, die in Chats versandt werden, daran glauben, dass die Reihe zum Mars sich problemlos vollkriegen ließe, selbst wenn eine große Anzahl Jungs und Männer dabei auf der Erde bleiben würde. Warum denken Männer, sie könnten mit einem Bild ihres Gemächts eine Konversation starten, wenn nicht aus dem Gefühl heraus, dass es ein geiles Gemächt ist?

Und ist das schlecht? Sind Feministinnen nicht immer dafür, den eigenen Körper zu akzeptieren und zu lieben und für Selbstbewusstsein und all das? Ja, sind sie. Und es ist auch gar nicht schlecht, wenn Männer ihre Penisse toll finden. Alle Menschen sollten alle ihre Körperteile toll finden können, egal ob hinterm Ohr oder zwischen den Beinen. Es kann sogar sehr lustig sein. Es gibt ein Blog, das heißt «Things My Dick Does», in dem ein Penis aus San Francisco der Protagonist ist. Er betrinkt sich, versucht sich im

Gewichtheben, wird geküsst und schläft selig.⁶ Ein süßes Kerlchen.

Aber.

Es gibt ein kleines Ungleichgewicht. Die Penispräsenz ist sehr stark im Vergleich zur Vulvapräsenz: Wie weit muss man gehen, um die Geschlechtsorgane einer Frau zu sehen? Wie weit für die eines Mannes? In echt oder künstlich? Wenn Sie Glück haben, nur bis zum nächsten Park. Dann steht da ein Springbrunnen, wo irgendein kleiner dicker Engel Wasser strullt. Wenn Sie Pech haben, steht da ein Exhibitionist. Oder Sie gehen ins Einkaufszentrum: Da gibt es Pimmellutscher bei Nanu Nana, diesem Laden für billige Geschenke. Sie stehen neben den «Oscars» aus Plastik, wo «Bester Opa» draufsteht. Bei Amazon kann man eine Wärmflasche bestellen, die «Erotische Wärmflasche mit Pimmel» heißt. Das Pendant dazu – «Wird oft zusammen gekauft» – ist die «erotische Wärmflasche mit hübschen Brüsten». So seltsam es ist, sich eine Wärmflasche mit Plüschpimmel zu kaufen, so wenig sind Brüste das Pendant zum Penis.

Der Penis ist präsent. Die Vulva nicht. Stattdessen wird sie Vagina genannt, und viele wissen gar nicht, dass die Vagina nur innen ist, also das Loch – oder wie Wikipedia sagt: der Schlauch – und das ganze Ding drumrum Vulva heißt, also Venushügel, Schamlippen, Klitoris. Musste ich auch erst lernen. Klingt manchmal immer noch komisch für meine Ohren. Irgendwo zwischen Volvo und Pulpo.

Wenn man eine Frau beleidigen will, kann man sie «Fotze» nennen. Man beschimpft sie mit ihrem Geschlechtsorgan, so als wäre das etwas Schlechtes. Bei Männern funktioniert das nicht, zumindest nicht auf Deutsch. «Du Pimmel» – das sagt man nicht. Man kann einen Mann einen Schwanzlutscher, einen Wichser oder einen Schlappschwanz nennen, aber dann geht es eher um Dinge, die man mit einem Penis tun kann

oder eben nicht, aber nicht um den Penis selbst. Der Penis scheint nicht nur präsenter, sondern auch positiver «besetzt» zu sein als die Vulva.*

So weit, so nicht so schön. Aber was heißt das? Was hat das mit der Geschichte von mir als Vierjähriger zu tun? Soll eine solche Anekdote als Ursprung oder das Symptom von irgendwas herhalten? Warum erinnere ich mich überhaupt daran? Und wieso schweife ich dann so weit ab, bis es um Wärmflaschen geht, die sowieso niemand kauft, außer vielleicht als Witz?

Wenn wir über Macht und Freiheit sprechen wollen, müssen wir erstens früh und zweitens im Kleinen anfangen. Früh heißt, wir müssen uns ansehen, ab wann das losgeht, dass wir uns Handlungen oder Worte entweder selbst verbieten oder sie uns von außen verwehrt werden. Und im Kleinen heißt, es kann nicht nur darum gehen, wer sich traut, Bundeskanzlerin zu werden. Auch die scheinbaren Nebensächlichkeiten zählen: Wo entscheiden wir uns, uns zu beschränken? Wo werden wir beschränkt? Wo könnten wir freier sein, als wir es heute sind? Denn Macht ist etwas, das im Kleinen und im Großen wirken kann. Wie Ibuprofen.

Macht regelt, welche Jobs wir annehmen, aber auch, welche Unterhosen wir tragen. Und überhaupt, Unterhosen: Wenn wir davon ausgehen, dass Geschlecht und Macht zusammenhängen, dann müssen wir auch über die Dinge reden, die uns banal oder peinlich vorkommen. Wir müssen verstehen, wo und warum uns als Frau oder als Mann nur bestimmte Möglichkeiten gegeben sind und andere nicht. Dabei wird es um die kleinen, nervigen Dinge gehen, aber auch um Leben und Tod.

* Im Englischen geht es: Ein «dick» kann ein Penis oder eine Beleidigung sein, ähnlich im Polnischen: «chuj».

Was heißt es denn, *als Frau* zu leben?

In dem bereits erwähnten Buch *Das andere Geschlecht* von Beauvoir steht ein Satz, den heute so ziemlich alle kennen. Der Satz fängt an mit: «Man wird nicht als Frau geboren, ...» – und wie weiter? «... man wird es.» Das berühmteste Zitat aus Beauvoirs Buch ist ein Satz, der komisch klingt. «Man wird es», was soll das heißen? Und weil der Satz so merkwürdig klingt, wird er gern anders beendet: «... man wird dazu gemacht.» Im französischen Original geht der Satz so: «On ne naît pas femme: on le devient.» Das Verb *devenir* (*werden*) wird in der falschen Übersetzung von einem aktiven «werden» zu einem passiven «gemacht werden». Ein ziemlicher Unterschied.

Diese zwei Übersetzungen stehen für zwei grundverschiedene Sichtweisen davon, was es heißt, eine Frau zu werden. Wenn man sagt, man wird zur Frau *gemacht*, dann suggeriert das Passivität: die Frau als Opfer einer Gesamtsituation. Als würde jegliches Übel, das Mädchen und Frauen geschieht, von außen kommen, und als wäre alles besser, wenn die armen Dinger sich nur irgendwie wehren könnten. Und vor allem: als wären sie an nichts selbst schuld. Es ist dann eine Anklage an die Welt. Wenn man aber sagt, man *wird* zur Frau, dann ist das eine Entwicklung, an der man aktiv mitwirkt. Nicht ohne Grund stellt Beauvoir dem zweiten Band ihres Buches ein Zitat von Jean-Paul Sartre voran: «Halb Opfer, halb Mitschuldige, wie wir alle.» Wenn Beauvoir die Frau dann als unterdrückt beschreibt, ist diese Unterdrückung eine Ambivalenz, die nicht nur eine Befreiung vom Unterdrücker erfordert, sondern auch eine Trennung von der eigenen, erlernten Passivität und Fügsamkeit.

Die Geschichte des Frauwerdens ist komplex – und die des Mannwerdens natürlich auch, so wie überhaupt alle Geschichten vom Heranwachsen und Sich-in-der-Welt-

Zurechtfinden, sonst würde es nicht so viele Coming-of-Age-Romane und -Filme geben. Und so merkwürdig die Formulierung «ich als Frau» immer wirkt, kann doch *ich als Frau* nur meine eigene Geschichte aus nächster Nähe erzählen.

Wenn Susan Sontag schreibt: «Wir müssen lernen, mehr zu sehen, mehr zu hören und mehr zu fühlen» – dann bezieht sie das auf die Interpretation von Kunst.⁷ Ich glaube aber, es gilt auch für den ganzen Rest: Wenn wir lernen wollen, wie Gesellschaft funktioniert und wie wir in ihr zu denen werden, die wir sind, können wir das auf viele Arten tun. Wir können andere Gesellschaften an anderen Orten und zu anderen Zeiten mit unserer vergleichen, wir können Umfragen machen oder Studien – oder wir können versuchen, uns selbst zu fragen, unsere Erinnerungen und Erfahrungen zu durchforsten und auf diese Weise zu verstehen, warum die Dinge so laufen, wie sie laufen, und nicht anders. Dazu müssen wir, wie Sontag schreibt, «unsere Sinne wiedererlangen», und das ist nicht esoterisch gemeint, sondern soll heißen, dass wir all das wahrnehmen müssen, was uns zwischendurch so selbstverständlich geworden ist. *Dass* es uns selbstverständlich geworden ist, hat gute Gründe, denn man will nicht den ganzen Tag staunend durch die Welt laufen, man will auch in ihr klarkommen. Wenn wir es aber schaffen, die alltäglichen Dinge, die uns so glatt und logisch erscheinen, ein Stück weit aufzubrechen, dann kann uns das helfen, unseren eigenen Standpunkt deutlicher zu sehen: Wo stehen wir? Und: Wollen wir da stehen?

Das klingt sehr abstrakt. Wir wollten nicht nur über Macht reden, sondern auch über Sex, Geschlechterrollen und all das. Wo sollen wir da anfangen, wenn nicht in der Kindheit? Beim 18. Geburtstag? Zu spät.

Also weiter.

In der Vorschule bin ich beim «Vater-Mutter-Kind»-Spielen

ziemlich oft der Hund. Weil ich noch nicht besonders gut deutsch kann und überhaupt auch nicht gern rede. Verstehen kann ich ganz okay, reden geht so. Also bin ich der Hund, gelegentlich das Pony.

Ich bin neu in der Gruppe, und die eine Erzieherin, die mich noch nicht kennt, steht mit einer anderen Erzieherin am Fenster und nickt in meine Richtung. «Junge oder Mädchen?», fragt sie die andere. «Mädchen», sagt die, «Margarete, aus Polen.»

Zack. Junge oder Mädchen. Ich habe das gehört, verdammt. Ich trage die Klamotten von meinem Bruder, weil das praktisch ist, und einen Topfhaarschnitt, weil meine Mutter will, dass ich aussehe wie Mireille Mathieu, die Sängerin. Das klappt so mittelmäßig. Ich sehe offenbar eher aus wie ein Beatle mit Bärchenpulli.

«Junge oder Mädchen» – hallo? Mädchen!

Am Wochenende darauf fährt meine Familie in den Britzer Garten. Der Britzer Garten ist wie Disneyland ohne Disney. Da war mal Bundesgartenschau, 1985, und jetzt ist da, na ja, Landschaft. Mit Wegen und Spielplätzen.

Ich renne rum und klettere auf alles, was geht. Ich liebe Klettern. Ich bin stolz, wenn ich höher komme als mein älterer Bruder, und stelle mir vor, ich könnte wie ein kleiner Affe im Baum schlafen.

Aber mit einer Sache gebe ich mir an diesem Tag ganz besonders Mühe: Ich versuche, möglichst hoch zu sprechen. Ich piepe, damit man merkt, dass ich ein Mädchen bin; das habe ich mir überlegt, als Trick, damit die Leute das checken. Ich kann mir als Fünfjährige nicht einfach neue Klamotten kaufen oder mir über Nacht lange Haare wachsen lassen, also halte ich das mit der Stimme für eine sinnvolle Notlösung. Ich piepe wie eine Prinzessin, also so, wie ich denke, dass Prinzessinnen piepen. Irgendwelche Zeichentrickfilme

müssen mich inspiriert haben. In echt klinge ich vermutlich wie ein Hamster, um den man langsam die Faust schließt.

Das ist albern.

Warum mache ich das? Warum gebe ich mir solche Mühe, ein ganz bestimmtes Bild zu erfüllen? Warum will ich auf gar, gar keinen Fall als Junge gesehen werden?

Ich würde mein fünfjähriges Ich heute gern fragen können, aber wahrscheinlich würde da gar nicht so viel mehr rauskommen als: «weil ich halt ein Mädchen bin», und dann würde dieses Ich wieder wegrennen und auf den nächsten Baum klettern.

Meine Mutter sagt heute, sie ist immer noch stolz darauf, wie süß ich war und wie gut sie meinen Haarschnitt hingekriegt hat: «Du sahst noch viel schöner aus als Mireille Mathieu.» Aber ich wollte nicht wie Mireille Mathieu sein, ich wollte sein wie eine verflixte Disneyprinzessin. Und ich gab mir dabei alle Mühe. Vielleicht war das der erste Moment in meinem Leben, in dem ich merkte: So eine Geschlechterrolle wird sich nicht von selbst spielen. Mädchensein erfüllt sich nicht von allein, es ist ein Tun – das ist es, was die Formulierung «doing gender» meint: Wir müssen es *tun*, und zwar ständig. Und das kann Arbeit sein.

Natürlich *dachte* ich das nicht als Kind. Das Wort «gender» hörte ich erst viele Jahre später. Aber offenbar hatte ich eine Ahnung, dass es Muster gibt, in die man passen kann – oder eben nicht. Meine Empörung darüber, wie man denn bitte nicht sehen kann, dass ich ein Mädchen bin, zeigt auch: Ich hätte mir selbst eine Abweichung nicht erlaubt.

Man kann zwar untersuchen, ab wann Kinder sich zum ersten Mal einem Geschlecht zugehörig fühlen, aber es wäre naiv zu denken, das sei der Zeitpunkt, ab dem das Geschlecht für sie relevant ist. Die Kategorien «Mädchen» oder «Junge» sind von Anfang an da. Es gibt nicht den einen Moment, in

dem man im großen Theater der Geschlechterrollen auf die Bühne geschickt wird. Wenn es diesen Moment gäbe, in dem man die Bühne betritt (auch wenn man noch keinen Text zu sprechen hat), so ist es der Tag, an dem die Mutter bei der Ultraschalluntersuchung den Satz hört: «Es wird ein Mädchen», oder: «Es wird ein Junge.» Obwohl viele Eltern heute von sich behaupten würden, dass sie ihr Kind nicht nach Stereotypen erziehen wollen, sondern ihm alle Freiheiten der Welt lassen möchten, und obwohl sie das wirklich meinen, wird die Mutter die Tritte des Kindes in ihrem Bauch schon anders interpretieren, wenn sie das Geschlecht des Ungeborenen kennt. Ein Mädchen wird sie als «ziemlich aktiv» wahrnehmen, einen Jungen wird sie «energisch» oder «kräftig» finden.⁸

Und wenn andere Menschen erfahren, dass sie schwanger ist, dann fragen sie: «Was wird es denn?» Kaum jemand formuliert es so: «Welches Geschlecht wird es denn haben?» Mit der Frage «Was wird es denn?» ist jedem klar, was gemeint ist, weil Geschlecht so eine grundlegende Kategorie ist. Allenfalls fragt man noch: «Junge oder Mädchen?» Aber was fängt man mit dieser Info an? Ah, es wird ein Junge! Dann wird es – ja was? Kranführer? Ah, es wird ein Mädchen! Sollte man es schon mal zum Frühballett anmelden? Vielleicht nicht. Aber einen hübschen Strampler und ein Spielzeug als Geschenk kann man schon mal besorgen. Die Information «Mädchen» oder «Junge» ist nicht nur deswegen interessant, weil man sich dann Gedanken über einen Namen für das Kind machen kann, sondern auch, weil wir damit bestimmte Vorstellungen verknüpfen, wie das Leben dieses Kindes aussehen wird und was die Eltern mit ihm anfangen können. Wie viele Väter nehmen sich vor, mit ihren Söhnen ins Fußballstadion zu gehen, während beim werdenden Sohn noch nicht mal die inneren Organe fertig sind?